Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 23 (1900)

Nachruf: Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer
Autor: Escher, Nanny von

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer.

Von Nanny von Escher.

Leider gehöre ich nicht zu den begnadeten Naturen, denen es vergönnt ist, die Erinnerungen, gleich einem Bilde, das nach Belieben da und dort entrollt werden kann, immer mitzutragen. Die Jahre weben stets einen Nebelschleier, aus dem mir nur das gesprochene Wort klar und deutlich entgegenschallt, während die Figuren hinter seinen Falten wie Schatten zerfließen. Aber weil Conrad Ferdinand Meyer für mich nicht bloß der Dichter des großen stillen Leuchtens war, sondern dasselbe verkörperte, wird sein heller Schein meine Erinnerungen durchdringen.

Ich sah den Dichter zum ersten Mal im Jahre 1882, als er uns an einem schönen Herbsttag in Begleitung seiner Gattin auf dem Albis besuchte. Nachdem meine Mutter mich vorgestellt hatte, frug Meyer mit freundlichem Lächeln: „Ist es wohl das Fräulein, welches für die N.'sche Hochzeitsfeier ein Festspiel geschrieben hat?" Erröthend bejahte ich. Seit jener Hochzeit waren zwei Jahre verstrichen, Zeit genug, um ein flüchtiges Werk des Augenblickes der Vergessenheit zu überliefern; folglich schämte ich mich dieses Anknüpfungspunktes. Allein Meyer wollte mehr wissen. Er hatte sich s. Z. von jener Gelegenheitsdichtung erzählen lassen und wünschte Aufschluß über die Art ihrer Entstehung. Mit dem Bescheid: „Ich habe sie nicht aus eigenem Antrieb, nur auf Bestellung geschrieben", hoffte ich, dem

Examen glücklich zu entrinnen. Der Dichter sah mich jedoch forschend an und sagte ernst, als gelte es einen Taufspruch: „Wäre das Talent nicht vorhanden gewesen, so hätten Sie die Bestellung nicht ausführen können; ich gratulire zu Ihrem Talent.“

Darauf setzte er sich neben mich, plauderte auf's Liebenswürdigste von seinen Studienjahren in Paris und Italien, und da wir plötzlich gesprächsweise wieder an den lieben Zürichsee zurückgekehrt waren, erwähnte er seiner ersten Begegnung mit Edmund Dorer, dessen vielgerühmtes Preisgedicht über Calderon mich lebhaft interessirt hatte. Meyer freute sich, daß auch ich den einsamen Sonderling im Wangensbach persönlich kannte, die Unterhaltung gewann dadurch immer mehr Leben, und als nach Verlauf einer kurzen Besuchsstunde die Gäste von uns schieden, hatte ich das Gefühl, einen jener Momente gekostet zu haben, die man mit Göthes Wort: „Verweile doch, du bist so schön!“ gerne festhalten möchte. Einige Tage später (am 25. Oktober 1882) brachte mir die Post eine Kreuzbandsendung, die in großen festen Zügen meine Adresse trug und den Namen des Absenders: Dr. C. Ferd. Meyer. Es war das brochirte Exemplar seiner damals in 1. Auflage herausgekommenen Gedichte. Beim Anblick dieser unverhofften Gabe, die durch eine Widmung auf der ersten Seite für mich einen unvergleichlichen Werth erhielt, durchzuckten mich die verschiedensten Gefühle: Stolz, Freude und Scham. Aber die Letztere siegte! Ich schämte mich, vom Dichter in dieser Weise ausgezeichnet worden zu sein, bevor ich irgend etwas gethan hatte, mich einer solchen Ehre würdig zu zeigen. Nun durfte ich nicht länger in den Tag hinein leben, sondern mußte um den Preis ringen, den ich als kostbarstes Besitzthum in meiner Hand hielt.

So griff Meyer mit seinem Buch entscheidend in mein Leben ein und gab ihm Inhalt und Abschluß. Während der Lehrzeit,

die für mich begann und in der mich als einziger Meister mein Wille mit seiner Peitsche vorwärts trieb, sah und hörte ich nichts von Kilchberg.

Erst nach 8 Jahren — anno 1890 — traf ich den Dichter auf der Hochzeit von gemeinsamen lieben Verwandten. Ich hatte für jenen Anlaß zu einer alten Melodie ein Liedchen geschrieben, dessen Worte ihm einleuchteten, weil — wie er mir lächelnd sagte — ein einheitlicher Gedanke darin zu finden sei, was er sonst bei Frauendichtungen oft schmerzlich vermisse. „Es wäre mir daher interessant", fügte er hinzu, „wenn wir nach dem Essen uns in einer stillen Ecke gründlich über den Beruf ausplaudern könnten." So geschah's. Meyer verschwieg mir nicht, daß er im Lauf der Jahre zuweilen von meinen dichterischen Versuchen gehört, daß er sich jedoch geflissentlich fern gehalten habe. Ein wirkliches Talent bedürfe seiner Meinung nach keiner Anregung, sondern müsse naturgemäß zu seiner Zeit an's Ziel gelangen, während ein Schein-Talent nur zu leicht durch eine verfrühte Aufmunterung in's Unglück gestürzt werde. Daher sei er allen Anfängern gegenüber grundsätzlich zurückhaltend; auch wisse er sehr wohl, daß er die höchsten Anforderungen an Form und Inhalt stelle und deßhalb ein noch tastendes Gemüth leicht verletzen könnte. Nun sei aber zwischen ihm und mir das Eis gebrochen, und ich solle ihm auf offene Fragen offen Antwort geben.

Ob ich ernstlich gewillt wäre, mich der Schriftstellerei zu widmen? Ob ich wisse, wie glatt die Bahn sei, auf die ich mich hinaus wage? Ob ich meines Ichs sicher sein könne? „Das heißt", fuhr er erklärend fort, „haben Sie einen gefestigten Charakter, auf den Sie sich getrost verlassen dürfen? Das ist eine der Grundbedingungen!" Als ich bejahte, stellte der Dichter noch eine Frage, die mir damals unverständlich war und mir erst durch die Erfahrungen gelöst wurde. „Wären Sie im Stande, etwas Schreckliches zu schreiben?"

Noch heute klingen mir jene räthselhaften Worte im Ohre nach, mit denen der Dichter mich sicherlich nicht in Absonderlichkeiten hineinzustoßen beabsichtigte. Er wollte nur ergründen, ob ich den Muth in mir fühlte, der Kunst zulieb selbst mit irgend einem alten Vorurtheil zu brechen, was in den Augen der Menschen so ziemlich das Schrecklichste bedeutet.

Weil jedoch das Gesellschaftstreiben sich allmählich auch in unseren behaglichen Schlupfwinkel verirrte, blieb mir keine Zeit, um Aufschluß zu bitten, und ich war froh und dankbar genug, als der Dichter mich nicht kurz verabschiedete, sondern im Gegentheil den Tag bestimmte, an dem ich mit meinen Heften zum Examen nach Kilchberg kommen sollte. „Denn", so schloß er die für mich denkwürdige Unterredung, „mir liegt daran, Sie auf Ihre Seelen-Originalität hin zu prüfen."

Von dem schönen Nachmittag im Meyer'schen Gut blieb mir verhältnißmäßig wenig im Gedächtniß haften. Der Dichter empfieng mich in seinem Studierzimmer und führte mich hernach zu Frau und Töchterchen auf die Veranda. Dort gieng's an die Arbeit. Ich packte Heft um Heft aus, und da ich je länger je mehr merkte, wie freundlich gesinnt und gestimmt mein Meister war, legte ich zuletzt auch mein ängstlich gehütetes Geheimniß vor ihn auf den Tisch und frug, ob ich lesen solle. Es war eine Dramatisirung seines Jürg Jenatsch, die ich in den Uranfängen meiner dichterischen Laufbahn als Stylprobe betrieben hatte, und zwar in der Weise, daß ich mich streng an den Meyer'schen Text hielt und — soviel ich konnte — seine Worte meinen Jamben anpaßte. Ueber mehr als ein paar Scenen war ich damals nicht hinaus gekommen; doch das Wenige interessirte ihn sichtlich. Nur sagte er: „Sie müssen warten, ehe Sie mit etwas Dramatischem vor's Publikum treten. Man muß die Leiter stufenweise erklimmen und darf nicht die oberste Sprosse zuerst nehmen. Wenn Sie einmal 100 Gedichte, wie diejenigen

sind, die Sie mir jetzt vorgelesen, beisammen haben, dann geben wir ein Bändchen heraus; aber auch die Lyrik soll nicht das Erste sein, womit Sie sich an die Oeffentlichkeit wagen. Sie müssen sich mit einer epischen Dichtung von etwa 12 Gesängen — in der Art meines Hutten — einen Namen machen." Als ich mir erlaubte, einzuschalten, es fehle mir neben der Besorgung des Haushaltes die Zeit zu Quellenstudien, sagte er begütigend: „Das werde ich besorgen. Ich gebe Ihnen gelegentlich den Stoff, den Sie zu verarbeiten haben; seien Sie unbekümmert, es wird etwas Klassisches werden, das bleibt."

Und als ich noch ein Mal mit der Frage herausrückte, ob ich nicht in der bisherigen Weise einfach für mein Privatvergnügen weiter dichten könne, entschied er: „Nein!" Die Veröffentlichung müsse mir als Ziel vorschweben, das ich langsam erreichen solle.

Von einer Umarbeitung der fertig vorliegenden Gedichtchen wollte er nichts wissen, selbst da nicht, wo er gesagt hatte, der Grundgedanke hätte mehr Ausbau verdient.

„Graben Sie bei den künftigen Sachen tiefer. Vergessen Sie endlich, daß Sie eine Dame sind und daß es Leser auf der Welt gibt; denn nur wenn Sie aus dem tiefsten Innersten schöpfen, werden Sie Ihr Bestes zu Tage fördern."

An diese Mahnung mußte ich fortan immer denken, und bei jedem späteren Zusammensein mit Conrad Ferdinand Meyer empfand ich ihre wohlthätige Wirkung. Wie oft ich noch nach Kilchberg kam, weiß ich nicht mehr. Neben dem persönlichen Verkehr bildeten die kurzen Briefchen meine Hauptfreude.

Da in ihnen die ganze Freundlichkeit des Dichters zur Geltung kommt, lasse ich sie hier folgen. Vielleicht kann ein Wort, das Meyer mir schrieb, auch einem Dritten zum Anker werden; dann haben diese Blätter ihren Zweck erfüllt!

Die Veranlassung zu dem ersten Brief, mit dem die Korrespondenz ihren Anfang nahm, ergab sich bald. Als uns Meyer

am 15. September 1890 mit seiner Gattin einen Besuch abstattete, zeigte ich ihm den seither in Bächtold's Gottfried Keller-Buch erschienenen schönen Brief Kellers.[1]) Er theilte meine Freude daran und bat mich, ihm meine Variante zu Kellers Abendlied[2]) gelegentlich abzuschreiben, was ich mir natürlich nicht zwei Mal sagen ließ. Im Uebrigen hütete ich mich, den Dichter, der von allen Seiten in Anspruch genommen war, mit Zuschriften zu belästigen. Nur wenn er ausdrücklich die Kopie eines Gedichtes verlangte, um dasselbe einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, nahm eine solche Sendung den Weg nach Kilchberg, was noch bei zwei Gedichten: „Mein Festgewand" und „Erkämpft" der Fall war. Das Letztere hatte ich auf des Dichters Wunsch geschrieben. Während eines vergnügten Plauderstündchens hatte ich Dr. Meyer den Vorgang erzählt, der auf sein Geheiß den Versen zu Grunde gelegt wurde. Ich wollte zwar Einsprache erheben, als er sagte: „Diesen Stoff müssen Sie dichterisch verwenden!" Aber es half nichts. Mit dem Bescheid: „Ein jeder Seelenkampf kann poetisch verwerthet werden", wurde ich heimgeschickt. Daß ich etwas nicht könne, mochte ich nicht auf mir ruhen lassen, daher machte ich mich endlich an die Aufgabe. — Hier muß ich noch einschalten, welche Antwort ich erhielt, als ich den Dichter eines Tages frug, was ich lesen solle, um den Geist so heranzubilden, wie es ihm passend scheine. „Nicht viel, nur Gutes, z. B. die Odyssee in der Uebersetzung von Voß, Shakespeares Dramen, Göthe und, um auch für die Geschmacksrichtung unserer Zeit nicht verständnißlos zu bleiben, die drei großen Rußen Tolstoi, Turgenjeff und Dostojewski."

Und als ich ihn einmal bat, mir zu rathen, wie ich den prägnantesten Ausdruck suchen solle, wenn der Begriff durch

---

[1]) J. Bächtold, Gottfried Kellers Leben, III. Bd., Seite 591.

[2]) Gottfried Kellers gesammelte Gedichte, I. Bd., Seite 43.

mehrere Worte gedeckt werden könne, forderte er mich auf, die französische Uebersetzung der deutschen Redeweise als sichern Maaßstab anzunehmen. Ich habe dieses Mittel in der Folge auch oft erprobt und stets im Stillen dem Dichter für den guten Rath gedankt. Noch ein anderer Meyer'scher Ausspruch ist ein Artikel meines persönlichen Glaubensbekenntnisses geworden: „Man wird erst wahr, wenn man zu dichten anfängt."

Doch nun zu den Briefen!

I. In Eile. Kilchberg, 21. Sept. 1890.[1])

Eine kurze umgehende Antwort, verehrtes Fräulein. Meine Erinnerungen an Keller erscheinen im 1. Heft der Dichtg. (1. Oct.) und ich denke sie Ihnen verschaffen zu können. Was Ihr Keller'sches Gegenstück[2]) betrifft, so glaube ich, unbeschadet der

---

[1]) Ich lasse absichtlich nur diejenigen Bemerkungen weg, die mir im Vertrauen gemacht wurden oder für Dritte unangenehm sein könnten. Alles Uebrige folgt unverändert.

[2]) **Variante zu Gottfried Kellers Abendlied.**

Durch der Augen helle Fensterlein
Fiel uns freundlich Bild um Bild herein;
Rosig glänzten ferner Berge Reih'n
In des Winters Abendsonnenschein.

Aber plötzlich sich ein Schatten legt
Auf die Bilder all', und tief bewegt
Denken wir des Dichters, der gehegt
Die Empfindung, die uns jetzt erregt.

Zu der Freude sich die Wehmuth schlich;
Doch wir flüstern leise: Tröste dich!
Ob auch deinem Aug' der Glanz entwich,
Freut ein and'rer Mensch des Schönen sich.

Gehst auf Erden du den letzten Gang,
Lauschest du der Engel Lobgesang
Und vergissest bei dem süßen Klang,
Daß man just dein Todtenglöckchen schwang!

neuern Fassung[1]), es muß bleiben, wie es Keller gelesen und beantwortet hat. Die Authenticität darf nicht vermindert werden.

Der kleine Tuchschmid war uns gestern eine angenehme Erscheinung. Wir danken für den gesendeten Hüttenbaumeister und empfehlen uns freundlichst der Mutter und Ihnen.

Ihr ergebener C. F. Meyer.

* * *

II. 11. Oct. 1890.

Verehrtes Fräulein, erst heute erhalte ich die fragl. D. Dichtg. und beeile mich, Ihnen ein Ex. zu senden, mit der Bitte, es mir aufzuheben (nicht zurücksenden, sondern gelegentlich selbst bringen!). Ich lege eine Kleinigkeit über Salis bei.

Eine Schublade öffnend, finde ich neulich ein hübsches Forget-me-not, A floral Album, das nur Ihnen gehören kann und das ich Ihnen gleichfalls aufhebe.

Beste Grüße, auch an die Mutter.

Ihr heute das 66. antretender C. F. Meyer.

* * *

III. Verehrtes Fräulein, jederzeit hier willkommen! Darf ich bitten, die Kellernummer zu senden, da dieselbe dringend verlangt wird.

Also bald kommen und die Mutter grüßen. Ich schreibe Ihnen etwas in Ihr Forget-me-not.

24. Oct. 1890. Ihr C. F. M.

guten Winter wünschend.

Dieser liebenswürdigen Einladung leistete ich damals möglichst rasch Folge. Noch erinnere ich mich ganz genau, wie mich Meyer mit den Worten empfieng: „Was haben Sie mir mit-

---

[1]) Der Dichter hatte sich über diesen Punkt getäuscht, es existirte immer nur die oben abgedruckte Fassung.

gebracht?" und wie ich mit dem Bescheid „Verse nach Ihrem Rezept" mein Gedicht „Festgewand" auspackte. Als ich es gelesen hatte, sagte der Dichter schmunzelnd: „Es freut mich, daß Sie sagen, diese Verse seien nach meinem Rezept; denn sie sind schön. Ich habe auch etwas für Sie geschrieben." Damit stand er auf, holte sein Heft und trug mir das Gedicht „Das bittere Trünklein"[1]) vor, später noch andere: „Fluth und Ebbe"[2]) u. s. w.

Natürlich sprachen wir eingehend über alle und als die Abschiedsstunde schlug, drückte mir Meyer mit den Worten: „Es ist doch schön, wenn man, wie wir beide, Freude an einander haben kann", herzlich die Hand.

Das Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung, welches mich damals erfüllte, bleibt die Grundstimmung für die Melodie, die bei Nennung des Namens Conrad Ferdinand Meyer in meinem Herzen widerhallt.

IV. Sylvester 1890.

Verehrtes Fräulein, Nehmen Sie, Frau Oberst und verehrtes Fräulein, unsere Wünsche!

In „Mein Festgewand"[3]) ist ein gewisser Stolz (fierté), der, nothwendig, hier oder dort beanstandet werden wird, doch rathe ich denselben, mit Maaß und Geschmack, zu bewahren.

---

[1]) Conrad Ferdinand Meyers Gedichte, IV. Auflage, Seite 50.
[2]) „ „ „ „ IV. „ „ 173.
[3])

Mein Festgewand.

Was ich an Liebe jemals durft' erfahren,
Und was an Träumen meine Brust einst barg —
Ach, Vieles wird gewebt in jungen Jahren
Und Manchem dient's als Decktuch für den Sarg —
Ward mir zur Schleppe an das Lebenskleid
In Lust und Leid.

Es ist eine Persönlichkeit, eine Eigenthümlichkeit! — und darauf kommt es eben an.

Auch das sehr schöne Motiv des Becherverkaufs[1]) müssen Sie so behandeln ohne Breite und Lehrhaftigkeit.

Freundlichst

C. F. Meyer.

* * *

V. Nach meinem Gefühl, verehrtes Fräulein, ist es so nun weit schöner als früher. Nur einige Details.

V. 1. Weh und Ach, trivial des Reimes wegen.

V. 2. Schier, fast ꝛc., alles Limitirende taugt nicht in der Poesie, die frank und rund redet, „liegt verschwendet" ist gut.

V. 5. Die Frauen dürfen eine Thräne zerdrücken, die Männer müssen zürnen. Vielleicht etwas mehr ausführen.

V. 6. Was der Eine spricht, etwas kürzer und derber, männlicher: Potz! Das ist eine Ritterin. Etwas ganz leichten Humor hineinbringen. Alles Sentimentale weg!

Wohl schürz' ich sacht sie auf im Alltagsleben,
Sie schützend vor des Unbefugten Tritt;
Doch in der Festzeit, die mir Gott gegeben,
Darauf er Rosen streut, da wallt sie mit.
Nicht arm und schmucklos ist mein Lebenskleid
In Lust und Leid.

Nur langsam konnt' sich das Gewand entfalten
Zu seiner vollen Stoff- und Farbenpracht;
Nicht braucht' ich's eilig, mußt' ich auch veralten
Und oftmals näh'n in banger Schmerzensnacht,
Jetzt freu' ich mich: es schleppt dahin mein Kleid
Viel Lust und Leid!

[1]) Schon der folgende Brief bezieht sich auf dieses Gedicht.

V. 7. Kleinlaut darf nicht gesagt, muß gefühlt werden.[1])

Empfehlungen an die Mutter.

Freundlichst

Ihr C. F. Meyer.

11. Febr. 1891.

---

[1]) Ich bringe das Gedicht, wie ich es auf des Dichters Wunsch geändert hatte und wie es in meine kleine Sammlung aufgenommen worden ist.

Erkämpft.

Zwei Fremde kamen. Einlaß mußt' ich geben,
Ich führte sie hinauf in unsern Saal,
In dem wir seit Jahrzehnten einsam leben,
Fernab der Welt, fernab der Stadt zumal.

Dort streift die Sonne flüchtig nur die Dächer,
Hier lacht sie grüßend in das Haus herein;
Auch heute funkelte ein gold'ner Becher
Berückend schön in ihrem gold'nen Schein.

Die beiden Fremden standen wie geblendet;
Dann rang es sich von ihren Lippen leis:
„Da liegt ein todtes Kapital verschwendet,
Wir zahlen gern den allerhöchsten Preis!"

Ihr Redeschwall ergoß sich immer weiter,
Um mich zu kirren, klang er schmeichelnd hold,
Er schilderte des Glückes Himmelsleiter
Mit starken Sprossen von gemünztem Gold.

Lang' lauscht' ich ihm; doch als ich aufwärts schaute
Zu meiner Ahnenbilder Zeugenreih'n,
Glaubt' ich zu seh'n, wie manche Thräne thaute
In Frauenaugen; ruhig sagt' ich: Nein!

Selbst die Geharnischten, mir schien, sie wollten
Herniedersteigen, falls ich zweifelnd blieb,
Die Hände ballten sich, die Augen rollten,
Ich hört' die Drohung: Thu's nicht! uns zu lieb.

VI. Verehrtes Fräulein!

Die l. Frau ist von Baden, wo sie längere Zeit mit Milly war, heimgekehrt — könnten Sie uns die Freude machen, nächsten Montag Nachmittag 3 mit uns den Kaffee zu nehmen?

Die übrige nächste Woche ist besetzt und vielleicht wäre es klug, die gute Witterung noch zu benützen.

Unsere Empfehlungen an die Mutter!

Kilchberg, 21. Febr. 1891.

ergebenst
Ihr Meyer-Ziegler.

* * *

VII. 26. Mai 1891.

Verehrtes Fräulein,

auch ich habe mich nach Ihnen gelangweilt und schlage Ihnen — kürzehalber — vor, nächsten Sonntag (31.) mit uns zu speisen (1 Uhr).

Sie fänden sehr harmlose Gesellschaft.

Was war doch das fragl. Gedicht? ich glaube Ebbe und Fluth. Wissen Sie, bald erscheint Edit. 4. Die schenke ich Ihnen und dann haben Sie alles bequem beisammen.

Also auf Wiedersehen.

Meine Empfehlungen an Frau Oberst.

* * *

Drum hielt an meinem Wort ich ohne Wanken,
Den beiden Fremden aber kam's zu Sinn,
Wer in des alten Geisterspukes Schranken
Verharre, sei wohl eine Ritterin.

Drauf zogen als Besiegte sie von dannen,
Und siegeselig legt' ich meine Hand,
Als müßt' ich alle bösen Mächte bannen,
Auf meiner Ahnen gold'nes Unterpfand.

VIII. Herzlichen Dank für das herzige Gedicht.[1]) Schade, daß Sie es nicht selbst brachten.

Ich überlasse mich, bei Vollendung meiner Novelle[2]), völlig meiner Phantasie, was einem jungen Manne nicht zu rathen wäre, einem alten aber nichts schadet.

Meine Empfehlungen an Frau Oberst.

Freundlichst

12. Juni 1891.

* * *

IX. Mein verehrtes Fräulein,

im Begriff nach Steinegg zu gehen, um dort meine Nov. zu vollenden, die mir unglaublich zu thun gibt, verreise ich nicht, ohne Ihnen gesagt zu haben, wie leid es mir thut, daß Ihr Ex. der Gedichte von C. F. M. noch nicht von Leipzig angelangt ist.

---

1) **Pilgrim und Wandersmann.**

Nicht jeden Pilgrim, jeden Wandersmann
Geleitete das Glück an treuer Hand
Zu der Oase, wo er rasten kann,
Weil er die reinste Freudenquelle fand;
Doch auch nicht Jeder trägt von langer Fahrt,
Was er mit Lust und Liebe aufgespart,
Die überreichen edeln Schätze heim
Und streut sie in das Land hinaus im Reim.

Du hast's gethan! Gesegnet ward der Ort,
Der unscheinbarste, den betrat dein Fuß:
Aus jeder Blume duftete ein Gruß.
Was schüchtern lallte eines Kindes Mund,
Du hörtest's, Laut für Laut, zu guter Stund',
Und wer prophetisch solches deutet dann,
Der ist kein Pilgrim und kein Wandersmann!

(Die hier abgedruckten Gedichte habe ich der anno 1895 bei J. Huber in Frauenfeld erschienenen Sammlung entnommen.)

2) Angela Borgia.

Bitte, geben Sie mir Frist bis nach meiner Wiederankunft in Kilchberg.

Stets der Ihrige

C. F. Meyer. 24. Juli 1891.

Meine Empfehlungen an Frau Oberst.

* * *

X. Mein verehrtes Fräulein,

ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sich Kilchberg und unser so freundlich erinnern und hoffe, Sie bei Ihrem spätern Aufenthalt in Zürich zu uns einladen zu dürfen. Jetzt ist es hier ziemlich unbehaglich bei den tägl. Fremdenbesuchen während der endenden Ferien und hauptsächlich bei den vielen Stadtfahrten.

Inzwischen grüßt auf's Freundlichste, mit Empfehlungen an Frau Oberst, stets

Ihr C. F. M.

27. Sept. 1891.

* * *

XI. Der Dichterin und der noch lebensvollen Mutter unsere Wünsche! Lassen Sie uns alle heute Nacht unsere Bündel — Sorgenbündel — in kräftigem Schwunge ins neue Jahr hinüberwerfen!

Der verehrten Frau Oberst und der Fräulein, die es hoffentlich 1892 nicht bei dem Anblick der Pappeln wird bewenden lassen, alles Gute und Beste!

Jahresende 1891.

* * *

XII. Verehrtes Fräulein,

es freut mich, daß die Mutter und Sie unser freundlich gedenken und ich hoffe, wenn der Märzschnee geschmolzen ist, Sie mit den Blüthen wiederzusehen. Die Kaiserstuhlernovellen[1]) habe

---

[1]) E. R. Maienfisch, Drei Erzählungen, Verlag von Albert Müller, Zürich.

ich mit viel Vergnügen gelesen, schon als Zürcher, und da das Buch ein Erstling ist, dürfen Sie Ihrem Freund, dem Verfasser, herzhaft zureden, noch mehr zu geben.

Die Ermordung Strozzi's[1]) ist — nach meiner Auffassung — eine That des Herzogs, nachdem Lucrezia ihren Gemahl auf die verabredete Weise wissen lassen, Strozzi verschmähe den ihm von ihr gezeigten Ausweg, der herzoglichen Rache zu entgehen, indem er sofort und für immer Ferrara räume.

Strozzi's freche Stimmung ist Reminiscenz aus der Odyssee, wo die Freier, über welchen das nahe Verderben schwebt, gleichfalls in eine unheimliche Heiterkeit ausbrechen.

Mit den Grüßen auch meiner l. Frau an Sie Beide

Ihr

C. F. Meyer.

Kilchberg, 6. März 1892.

Diesem Brief, der mir durch die vielen Korrekturen und die ungewöhnlich dünnen Schriftzüge sofort aufgefallen war, folgte keiner mehr.

Bald drang die Kunde, Dr. Meyer müsse sich aus Gesundheitsrücksichten vom Verkehr mit der Außenwelt zurückziehen, in unsere Bergeinsamkeit. Für mich bildete sie einen schweren Schlag. Ich verlor nicht nur den geistvollen Berather und väterlichen Freund, auch das Arbeitsprogramm, das er mir aufgestellt hatte, fiel jämmerlich zusammen. Der Stoff zu dem Epos, mit dem ich mir nach des Dichters Aussage in den litterarischen Kreisen einen Namen hätte machen sollen, war nie aufgespürt worden. So stand ich mit leeren Händen da und hätte in der Ueberzeugung, daß Meyers Träume sich nun doch nicht für mich

---

[1]) Der Dichter hatte hier die Freundlichkeit, auf meine Fragen über Angela Borgia einzugehen.

erfüllen würden, am liebsten die Schriftstellerei wieder aufgegeben. Allein meine Freunde ließen mir keine Ruh'. Die Einen munterten mich auf, getrost fortzufahren, die Andern reizten mich mit ihrem gutmüthigen Spott. Da war vor Allem Einer, dessen ehrlicher Ausspruch, ich solle Verse schreiben, so viel ich wolle, lesen werde er sie nicht, mich gegen seinen Willen anspornte. Im Herbst 1894 bat ich Prof. Bächtold, mein Manuskript zu prüfen. Und als dieser strenge Kritiker mir antwortete: „Sie erweisen sich durchgängig als feine Schülerin Ihres Meisters und Nachbars, darum frisch heraus mit dem Liederbuch!" war jener poesiefeindliche Freund der Erste, der sich mit mir freute. Ich schließe diese Erinnerungen mit dem Schlußsatz eines Briefes, den er mir am 29. Nov. 1898 schrieb, nachdem die Nachricht von Conrad Ferdinand Meyers Tod unsere Vaterstadt schmerzlich durchzittert hatte; denn wie kein Anderer wußte er, was ich an Meyer und Bächtold verloren habe:

„So gehen die lieben und guten Alten, die nächsten und die ferneren. Unten die Gräber — aber oben die Sterne, daher weiter mit Gott."